

# 17 KOSMISCHE MORGENRÖTEN

VII.

Erst jetzt, nachdem viel Zeit verstrichen ist, vermag ich mir ganz zu vergegenwärtigen, was damals in mir vorging. Der Kosmos, die Sputniks? . . . Ja, dort im Weltraum waren schon zahlreiche künstliche Planeten gewesen, mir einfachem Flieger aber war es nicht in den Kopf gekommen, daß jetzt die Reihe an den Menschen gekommen war, dorthin zu fliegen. Und zwar bald . . .

Ich antwortete damals, wie ich mich besinne, sofort:

„Auf Sputniks? Und ob!“ . . .

„Na, sehr schön“, sagte der Arzt. „Warten Sie, bis wir Sie rufen . . .“

Wie ein Wirbelwind eilte ich nach Hause, ohne auf die verschneiten Pfade zu achten. Der Wind blies mir ins Gesicht, schmerzhaft traf er mich mit den Riemen des Fliegerhelms an den Wangen, drang durch die dicke Pelzjacke ein, mir aber war heiß.

„Toll“ dachte ich. „Auf Sputniks fliegen!“

Noch vor kurzem wäre sogar mir, der ich mit der Flugtechnik vertraut war, dergleichen fern und unreal erschienen. Ich dachte, daß nicht nur meine Kinder, sondern auch die Kinder meiner Kinder nicht imstande sein würden, sich von der Erde loszureißen, und plötzlich ‚Wollen Sie auf einem Sputnik fliegen?‘ Ja, natürlich will ich!

Tamara hatte mich erst gegen Morgen, nach den Flügen, erwartet, und war sehr beunruhigt, als ich in solcher Erregung ins Haus gestürzt kam.

„Was ist passiert, Gera? Irgendwelche Unannehmlichkeiten?“

„Nein, nein! Wo steckt unsere Flasche Tokayer? Trinken wir ein Gläschen, trinken wir auf gute Fahrt!“

„Geht es bald weiter? In ein anderes Regiment?“

„Ja, ja . . .“

Ich war sichtlich aufgeregt, scherzte und sagte wohl irgendwelche Dummheiten, doch Tamara irrezuführen, war nicht so einfach.

„Sage doch endlich, was passiert ist!“ drang sie in mich ein.

Aber wie sollte ich ihr das sagen und das erklären, was ich selbst noch nicht ganz begriffen hatte?

Es gibt, sagt man, fromme Lügen, und so log ich:

„Es scheint, ich soll Testflieger werden. Das ist alles.“

„Und wie wird's mit uns?“

Mit ‚uns‘ meinte sie das Kind, das sie damals erwartete.

„Alles wird geregelt werden, sei unbesorgt. Es steht ja auch noch gar nicht fest, ob man mich anfordert . . .“

Und sogleich dachte ich, vielleicht wird man mich wirklich nicht nehmen — wer weiß, was dort noch alles dazwischenkommen kann — und dann würde ich als Prahlers dastehen. In dieser Nacht fand ich keinen Schlaf. ‚Wird man mich rufen lassen oder nicht? Wird man . . .‘

Lang und qualvoll zogen sich die Tage hin. Die Flüge nahmen ihren gewohnten Gang. Es galt, die Abfang-

technik durchzuarbeiten, das Bodenpersonal in allgemeinbildenden Fächern zu unterrichten, unzählige Kampfblätter herauszubringen, und dazu kam noch die Sorge um Tamara und das Kind, das sie erwartete . . . Aber mein Denken war nach wie vor von der gleichen Frage beherrscht ‚Wird man mich rufen oder nicht?‘

Wiederholt lenkte ich damals die Gespräche mit Tamara wie von ungefähr auf die Sputniks und darauf, daß vermutlich bald auch der Mensch in den Kosmos fliegen werde. Und einmal sprudelte ich heraus:

„Das wäre was für mich . . .“

„Wo denkst du hin, Gera!“ sagte Tamara verwundert. „Im Regiment bist du gut angeschrieben. Bald wirst du deine Leistungsprüfung ablegen, und da willst du plötzlich auf halbem Wege alles stehen und liegen lassen?“

„Ja, natürlich“, stimmte ich ihr zu, um sie zu beruhigen.

„Als Versuchsflieger nimmt man auch nicht die schlechtesten . . .“

Um Näheres über den Kosmos und alles, was drum und dran hängt, zu erfahren, vergrub ich mich in die Abhandlungen von Ziolkowski und Zander, las hintereinander einen Haufen Bücher über Astronomie und utopische Werke aller Art, in der von Flügen zum Mond, zur Venus und zu anderen realen und ausgedachten Planeten der Galaxis die Rede war. In meinen Träumen weilte ich schon irgendwo im Weltall, aber die ersehnte Anforderung blieb aus. Manchmal schien mir, ich hätte mir das alles im Fieberwahn ausgedacht und daß es überhaupt keinen Oberstabsarzt und kein Gespräch mit ihm gegeben habe. Mit niemandem konnte ich mich beraten, niemandem von meinem Kummer sprechen. Der Oberstabsarzt hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß unser Gespräch nicht an die große Glocke gehängt werden darf. Ach, wäre er doch lieber gar nicht gekommen, dieser Doktor!

Es kam die Ferienzeit. Wir fuhren ins Altaigebiet . . .

Ich war lange nicht zuhause gewesen, hatte Vater und Mutter, meine kleine Schwester Semfira lange nicht gesehen. Und doch hatte ich es wohl niemals so eilig gehabt, zu meiner Einheit zurückzukehren wie diesmal. Zurückgekehrt, eilte ich sofort in den Stab.

„Bin ich angefordert worden?“

„Das schon, aber du warst nicht da. Das Schreiben ist an die Division zurückgegangen.“

Ich kann mich schon nicht mehr erinnern, wie oft ich den Divisionsärzten zusetzte, sie in ihren Sprechstunden bedrängte, bis ich schließlich das Schreiben entdeckte und im Dezember nach Moskau fuhr.

Die Adresse des Instituts war auf dem Schreiben angegeben, und ich machte sehr rasch das kleine Einzelhaus ausfindig, wo diese neue und für mich geheimnisvolle Institution untergebracht war.

Das Wartezimmer des Chefarztes war gedrängt voll von Fliegern. Sie alle waren ungefähr in meinem Alter. Aus den verschiedensten Einheiten und Militärbezirken

hatten sie sich hier eingefunden. Sie waren mächtig aufgeregt, und schon in der ersten Minute hätte man ziemlich genau sagen können, was jeden von ihnen hier erwartete. Die einen zum Beispiel schimpften bereits mit gekünstelter Gleichgültigkeit auf die Ärzte:

„Ich pfeife darauf! Raketen fliegen? Danke! Ich werde es überleben!“

Es war klar: diese Leute wurden ausgeschieden.

Andere blickten mit Zittern und Zagen auf die Tür, hinter der für sie ein neues Leben beginnen oder auch nicht beginnen sollte. Einer der durchgerasselten Kandidaten nannte mehrfach den Namen Jewgenij Alexejewitsch. Ich begriff, daß das der Chefarzt war.

Am ersten Tag kam ich nicht dran und auch nicht am zweiten. Und als ich zum dritten Mal erschien, war das Wartezimmer bereits leer. Ich nahm all meinen Mut zusammen und ging, ohne um Erlaubnis zu bitten, stracks ins Sprechzimmer.

„Zu wem wünschen Sie?“ fragte mich streng der Oberstabsarzt.

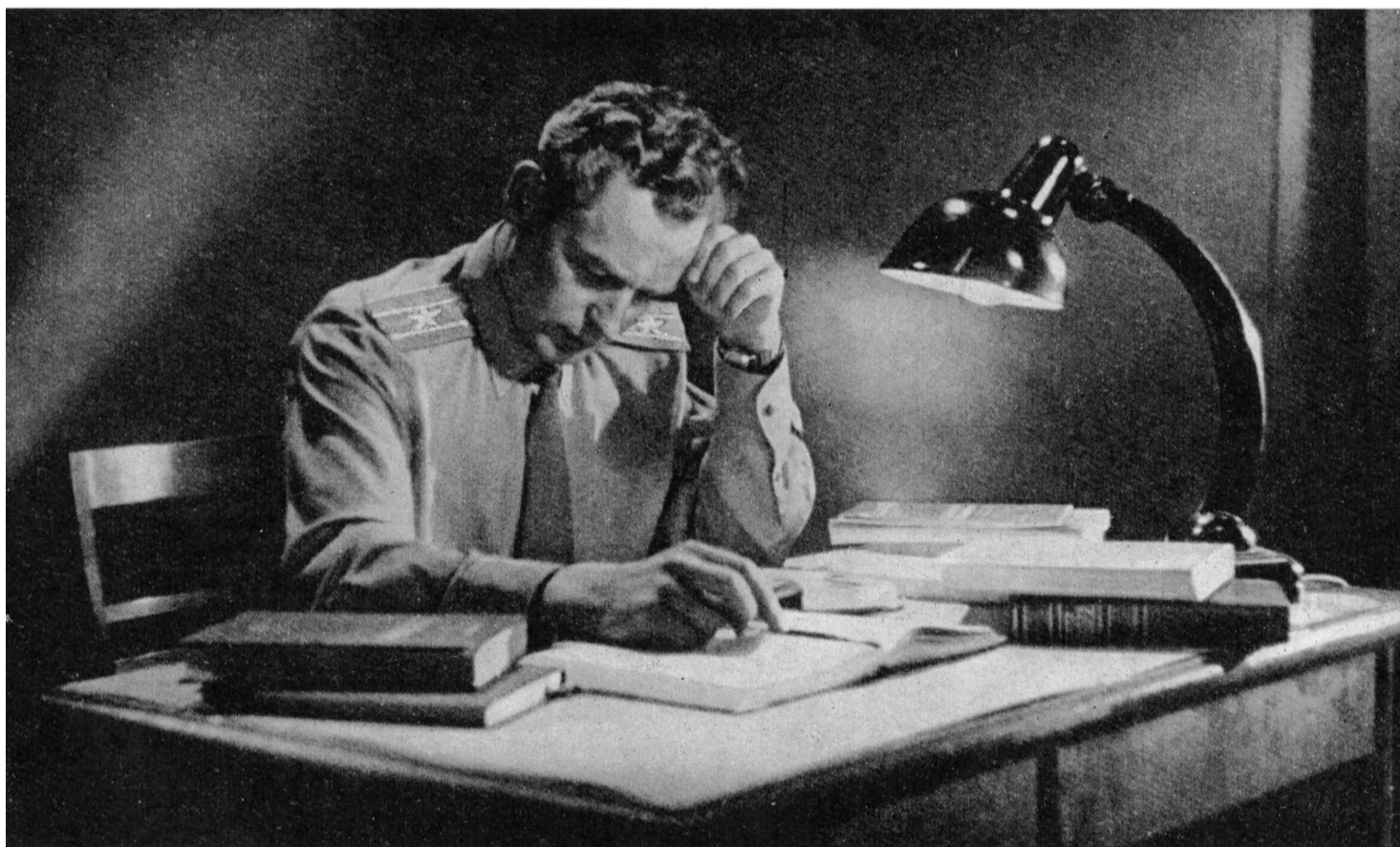
„Zu Ihnen.“

„Warum das Lazarett?“ fragte ich verwundert. „Ich bin doch gesund.“

„Deswegen haben wir Sie auch kommen lassen . . .“

Ich glaubte, die Ärztekommision werde der gewöhnlichen Regimentskommision gleichen. Die Ärzte klopfen und horchen den Brustkorb ab, befühlen die Gelenke, bitten, ein paarmal in den Meßapparat für die Vitalkapazität der Lungen zu pusten, lassen dich Ziffern auf Tabellen erraten und irgendwelche konfuse Worte in Kleinschrift lesen, schließlich schreiben sie auf deinen Gesundheitsbogen ihr unanfechtbares „tauglich“ oder „untauglich“, damit ist die Sache erledigt. Hier war alles bedeutend komplizierter.

Ich kam ins Lazarett. Man verabfolgte mir einen Pyjama und weiche Latschen, ich mußte mich ins Bett legen. Freundliche Schwestern nannten mich „Patient“, und das brachte mich besonders in Wut. Unzählige Male wurde ich zu den Therapeuten gerufen und untersucht, Analysen wurden gemacht, das Herz wurde abgehört, unter die Augenlider wurde mir irgendein Dreck getropft, der bewirkte, daß meine Pupillen denen eines gekochten



Nach dem Flug hatte German Titow vieles zu überdenken, sich in Erinnerung zu rufen und aufzuschreiben.

„In welcher Angelegenheit?“

„In kosmischer“, erwiderte ich und reichte dem Obersten das Schreiben mit der Anforderung hin.

Er las es durch und lächelte.

„Sie haben sich mit der Herreise nicht gerade beeilt. Brauchten Sie so viel Zeit, um sich zu entschließen?“

„Ganz im Gegenteil, Genosse Oberst. Mein Entschluß stand sofort fest. Ihr Schreiben aber suchte ich etwa drei Wochen lang in den verschiedenen Kanzleien. Schließlich fand ich es . . .“

„Na schön, werden ja sehen. Hier die Einweisung fürs Lazarett.“

Zanders glichen, und die Augenärzte legten dünne Häutchen auf sie zwecks Messung des Augeninnendrucks.

Bald hatte ich im Lazarett einen Haufen Freunde, dennoch war mir irgendwie schwer ums Herz. Tamara war nach Leningrad gefahren. Ich konnte ihr nicht schreiben, warum ich im Lazarett liege, worauf ich mich vorbereite. Ich sah mir jetzt die jungen Burschen um mich genauer an. Die einen, ihrer waren nicht wenige, packten bald ihre Köfferchen. Sie kehrten zu ihren Einheiten zurück. Sie verheimlichten, daß sie an den Prüfständen und -geräten versagt hatten. Beim Abschied erklärten sie mit gespielter Gleichgültigkeit, daß die Raketen sie nicht interessierten,

daß diese Sache noch in weiter Ferne liege und dergleichen mehr.

„Laßt auch ihr die Hand davon, Jungens! Dort auf der Zentrifuge sitzt man nur fünf Minuten, schon kehrt sich einem das Innerste nach außen; wie wird es erst dort, auf der Rakete, sein!“, warf einmal einer dieser Pechvögel hin . . .

Wie es auf der Rakete sein wird, wußte niemand von uns, auf der Zentrifuge aber war es wirklich wenig angenehm. Man läßt dich auf einem Stuhl Platz nehmen, der an einem langen Waagebalken befestigt ist, umwickelt deinen Körper mit allen möglichen Meß- und Zählapparaten und beginnt, dich in schnelle kreisende Bewegung zu versetzen. Nach einigen Sekunden spürst du, wie sich eine höllische Last auf dich legt. Als ob ein Elefant dir auf die Brust getreten wäre und nun auf dich mit seiner ganzen Elefantenkraft drückt und drückt . . . Die Augenlider werden bleischwer, die Finger scheinen jeder ein Pud zu wiegen und sogar das Ein- und Ausatmen kostet ungeheure Anstrengung — die Ärzte aber verlangen durchs Funktelefon, daß du ihnen „populär“ mitteilst, wie du dich fühlst und was du siehst und denkst . . . Was kann man aber da schon denken, wenn die Zentrifuge immer schneller in Bewegung kommt und die Überbelastungen auf das Achtfache ansteigen?

So verging ein Monat. In der Liste der Kosmonautenkandidaten, deren Zahl mit jedem Tag unerbittlich zusammenschumpfte, sah ich nach wie vor meinen Namen. Das war das beste Anzeichen dafür, daß die Ärzte bisher an meiner Gesundheit nichts zu beanstanden hatten. Bald waren alle ihre Prozeduren und Kontrollen abgeschlossen, ich wurde aber wie früher mit dem abscheulichen Wort „Patient“ bezeichnet . . . So saß ich tatenlos einen Tag, einen zweiten, einen dritten. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus. Stürzte zu Jewgenij Alexejewitsch.

„Warum lassen Sie mich nicht fort?“

„Weißt du, lieber Freund, die Ärztekommision, das ist eine komplizierte Angelegenheit.“

„Ich muß nach Hause. Wenn ich gesund bin, so nehmen Sie mich, wenn nicht . . .“

Jewgenij Alexejewitsch war nicht zu erweichen, ließ sich schließlich aber doch überreden.

Als er mit mir in die Kanzlei ging, sah ich dort Oleg Tschish, einen Regimentskameraden von mir. Er war sehr betrübt. Wir waren zusammen im gleichen Geschwader geflogen und hier von der gleichen Kommission überprüft worden. Man hatte ihn im allerletzten Moment abgelehnt, weil er einmal im Alter von fünf Jahren an Lungentzündung erkrankt war. Der Bursche war kerngesund und ein ausgezeichnete, kühner Flieger, dessenungeachtet hatten irgendwelche „restlichen Flecken“ die Ablehnung seiner Kandidatur bewirkt. „Ich reise zusammen mit Kolja Schirjajew ab“, sagte Oleg. „Ihn hatte die Zentrifuge ausgesiebt.“

. . . Ich sagte Tamara nichts, als wir uns wiedersahen. Und wenn sie selbst versucht hätte irgendein Hintertürchen zu finden, um mich zum Rückzug zu bewegen, so wäre es schon zu spät gewesen. Was ich einmal beschlossen hatte, habe ich niemals umgestoßen. In der Regel habe ich auch erreicht, was ich wollte.

Schon früher hatten Tamara und ich oft über den Fliegerberuf und die Gefahren gesprochen, die dem Piloten auf der Erde und am Himmel auflauern. Das lag um so näher, als in unserer Regimentssiedlung mehrere Frauen lebten, denen die Flieger besondere Fürsorglichkeit und eine gewisse rauhe Herzlichkeit entgegenbrachten. Die Männer dieser Frauen waren ja einmal zum Flugplatz nicht zurückgekehrt . . . Ja, in der Aviatik ist nichts unmöglich. Und alles Unbekannte und Neue machte Tamara natürlich Angst. Immer wieder fing sie davon an, daß ich nicht nach Moskau fahren sollte. Dabei dachte sie noch dazu an etwas ganz anderes, sie fürchtete, ich würde Testflieger werden, während doch in Wahrheit . . .

Ich machte mich an die schwierige Aufgabe, meine Frau auf meine neue Tätigkeit schonend vorzubereiten. Wie nebenbei legte ich ihr jene Bücher hin, die ich selbst schon in- und auswendig kannte. Zu zweit lasen wir jetzt Ziolkowski, den „Andromeda-Nebel“. Ich erzählte ihr davon, was den Menschen im Weltall erwartete, welche Wege sich vor ihm auftun, und was für ein hohes Glück es sein würde, zu den ersten „Weltraumfahrern“ zu gehören. Tamara hörte mir zu, pflichtete mir bisweilen bei, noch öfters aber las ich in ihren Augen Unglauben und Unruhe. Ich aber tat weiter, was nötig war, obwohl es bis zum Endziel noch so weit schien wie bis zum Mond . . .

### Auge in Auge mit dem Weltall

Ich weiß nicht, wieviel Kandidaten die strengen ärztlichen Hürden genommen hatten, ob hundert, zweihundert, tausend. Unsere Gruppe künftiger Kosmonauten zählte jedenfalls nicht viele — einige Dutzend Personen.

Alle waren junge Flieger. Alle flogen mit modernen Düsenjägern, liebten die Geschwindigkeit, den Himmel, und waren — jetzt konnte ich das schon mit voller Gewißheit sagen — absolut gesund.

Wir wußten, daß einer von uns unbedingt als erster in den Kosmos fliegen wird. Manchmal dachten wir, daß jemand möglicherweise auch nicht auf die Erde zurückkehren wird; eine völlig neue und unerforschte Aufgabe stand ja vor uns. Hierüber sprachen wir nicht miteinander. Erstens, weil solche Gespräche und Gedanken einer guten Stimmung nicht gerade förderlich sind, und zweitens, weil wir es selbst von hier, von der Gruppe aus, noch sehr weit bis zum Kosmos hatten . . . Wir waren erst Schüler, die an der Schwelle zum Weltall standen. Um diese Schwelle zu überschreiten, hieß es für einen jeden von uns, eine umfassende und schwere Schule theoretischer und physischer Vorbereitungen durchzumachen.

Es hat keinen Sinn, sich lang über den theoretischen Unterricht auszulassen. Wir befaßten uns mit Astronomie, Physik und Mechanik der Himmelskörper, mit kosmischer Navigation, mit der Theorie der Raketen und Raketenmotoren. Man ließ uns in die Einzelheiten der kosmischen Biologie eindringen, denn selbst diese ganz neue Wissenschaft mußte uns helfen. Die Zeit zum Lesen reichte nicht aus, zumal ungeheuer viel Zeit von der körperlichen Vorbereitung beansprucht wurde.

Von den ersten Tagen des Unterrichts an wußten wir, daß der Kosmos den Menschen mit einer Fülle von Überraschungen und Schwierigkeiten physischer wie moralischer Art empfangen wird. Welcher Art diese Schwierigkeiten sein würden, vermochte niemand genau zu sagen. Und unsere Mentoren, die Ärzte, hielten sich an die uralte und zutreffende Wahrheit: „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.“

(Fortsetzung folgt)



# ANKOMMLINGE AUS DEM KOSMOS?

VON ALEXANDER KASANZEW

(Schluß)

In letzter Zeit tauchten verschiedentlich sensationelle Meldungen auf, das Rätsel der Tungusischen Katastrophe sei gelöst. Das wurde auch in der Presse bekanntgegeben, sogar in der Weltpresse, von Professor K. P. Stanjukowitsch zum Beispiel in der Zeitschrift „Zum Schutze des Friedens“. Ausgelöst wurden diese Berichte dadurch, daß ein Mitarbeiter des Meteoritenkomitees, Jawnel, in alten Bodenproben, die noch von Kulik mitgebracht worden waren, verstreute metallische Partikel entdeckte. Doch sehr bald stellte sich heraus, wie verfrüht diese Mitteilungen waren. Solche Partikel werden vielerorts gefunden. Sie sind Überbleibsel von Meteoriten, die in die oberen Schichten der Atmosphäre eingedrungen waren.

Indessen haben sich die Fachleute für Meteoriten, die 1958 endlich eine Expedition in die Tungusische Taiga organisierten, leider nicht mit Messungen der Radioaktivität befaßt und darauf verzichtet, die Annahme einer Kernexplosion nachzuprüfen. Im Jahre 1960 gaben sie schließlich zu, daß sich ihre Hypothese, in der Tungusischen Taiga sei ein Meteorit eingeschlagen, nicht länger aufrechterhalten läßt. Akademiemitglied Fessenkow, der Vorsitzende des Meteoritenkomitees, veröffentlichte einen Artikel in der „Prawda“, in dem er erklärte, das Geheimnis sei nunmehr entschleiert: Die in der Luft erfolgte Explosion (eine Annahme, die vorher nicht zugelassen worden war!) sei durch den Zusammenprall der Erde mit dem Eisenkern eines Kometen verursacht worden.

Man kann jedoch die keinen Widerspruch duldende Feststellung, die wissenschaftliche Aufgabe sei gelöst, vorläufig kaum als ausreichend fundiert betrachten. Die Vermutung Fessenkows ist nichts anderes als eine neue wissenschaftliche Hypothese, die zusammen mit den anderen Hypothesen erwogen werden muß.

So dachten viele junge Gelehrte, die 1959 auf eigene Initiative mehrere selbständige wissenschaftliche Wanderungen veranstalteten, die sich das Ziel steckten, die Umstände der Tungusischen Katastrophe von jeder Seite, auch unter dem Blickwinkel einer vermuteten Kernexplosion, zu durchleuchten.

Im darauffolgenden Jahr 1960 unternahmen die jungen Gelehrten erneut eine Expedition in die Taiga. Diesmal wurden sie schon von verschiedenen Organisationen unterstützt. So erhielt die Tomsker Gruppe unter Leitung von G. Plechanow den Beistand der Sibirischen Zweigstelle der Akademie der Wissenschaften; die Gruppe aus der Wolga-Ural-Zweigstelle des Unionsforschungsinstituts für Geophysik unter Leitung von A. Solotow erhielt den Beistand des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften

und des Ministeriums für Geologie und Schutz der Bodenschätze; eine Gruppe Moskauer Ingenieure, zu der Ingenieur Grigorjew gehörte und die Berichte über die Expedition in der „Iswestija“ veröffentlichte, wurde vom ZK des Leninschen Kommunistischen Jugendverbandes unterstützt.

Es ist heute noch zu früh, von endgültigen Ergebnissen zu sprechen. Zahlreiche Funde aus der Taiga werden noch in verschiedenen Laboratorien untersucht, doch von einigen vorläufigen Schlußfolgerungen kann man heute schon berichten.

Wird die neue Hypothese von einer Wärmeexplosion des Eisenkerns eines Kometen bestätigt? Theoretisch ist eine solche Explosion nur bei einer Fluggeschwindigkeit von rund 40 km/sek möglich. Objektive Hinweise auf eine solche Geschwindigkeit sind nicht vorhanden. Doch nahm man an, sie sei so groß gewesen, denn anders hätte es zu dieser Explosion nicht kommen können.

Was stellte sich an Ort und Stelle heraus? Die Gruppe Solotow fand einen Baum, der infolge der Katastrophe abgestorben war, doch nicht entwurzelt wurde. Dieser Baum befand sich in etwa gleicher Entfernung vom Epizentrum der Explosion und von der Flugbahn des Körpers. Er war der Einwirkung sowohl der Explosionswelle als auch der ballistischen Welle ausgesetzt, die durch die riesige Geschwindigkeit des Körpers ausgelöst wurde. Hätte diese Geschwindigkeit tatsächlich in der Größenordnung von 40 km/sek gelegen, so ließ sich die Wucht dieser beiden Wellen miteinander vergleichen.

Was wurde nun festgestellt? Es stellte sich heraus, daß alle Äste des Baumes, die von der Explosionswelle erfaßt worden waren, vollständig abgerissen wurden, während jene Äste und Zweige, die dem Schlag der ballistischen Welle ausgesetzt waren, sämtlich unbeschädigt geblieben sind.

Man kann die Stärke beider Wellen mathematisch vergleichen und die Geschwindigkeit des fliegenden Körpers berechnen. Sie stellte sich nicht als 40 km/sek, sondern nur als 4 bis 5 km/sek heraus. Trifft das zu, dann hätte die Masse des explodierenden Körpers nicht Millionen, sondern fast eine Milliarde Tonnen betragen, wenn es sich nicht um eine Kernexplosion handelte.

Das Interessanteste ist aber wohl, daß weder im Boden noch im Holz der bei der Explosion vernichteten Bäume eine erhöhte Radioaktivität festgestellt werden konnte. Viele hielten das für eine Widerlegung der Annahme einer Kernexplosion, nichtsdestoweniger . . .

Eine Gruppe von Enthusiasten aus der Zweigstelle des Unionsforschungsinstituts für Geophysik richtete ihre Aufmerksamkeit nicht mehr auf abgestorbene, sondern auf lebende Bäume, die aus irgendeinem Grunde die Kata-



strophe überstanden hatten. Interessant waren auch Bäume, die weit vom Epizentrum der Explosion wuchsen. Solotow und seine Kollegen fällten einen solchen Baum.

Der Schnitt war sehr aufschlußreich. Der Baum, eine Lärche, war mehr als 300 Jahre alt. Die Jahresringe zeigten sein Alter, doch wurden sie mit jedem Jahr dünner. Und nun stellte sich heraus, wie auf dem Schnitt klar zu sehen ist, daß sich der Baum nach dem Jahre 1908 „verjüngte“. Die Jahresringe wurden um ein mehrfaches stärker!

Auf die beschleunigte Entwicklung der Bäume nach der Tungusischen Katastrophe hatten bereits Teilnehmer der Meteoritenexpedition im Jahre 1958 geachtet, doch erklärten sie das damit, daß die heil gebliebenen Bäume mehr Licht erhalten hätten und der Boden durch die Überreste der abgestorbenen Pflanzen gedüngt worden sei.

Aber die Expeditionen des Jahres 1960 untersuchten auch Bäume in heil gebliebenen Waldbeständen, wo sich die äußeren Bedingungen nach der Explosion nicht geändert hatten. Es ergab sich, daß junge Lärchen in diesen Hainen ebenso groß wurden, wie Bäume sonst mit einem Alter von 150 Jahren.

Was konnte ein so stürmisches Wachstum in der Taiga verursachen? Vielleicht waren dem Boden infolge einer Kernexplosion irgendwelche neue Stoffe zugeführt worden? Vielleicht irgendwelche radioaktive Stoffe?

Dann kam man auf die Idee, jede Jahresschicht auf ihren Gehalt an radioaktiven Spaltprodukten zu überprüfen. Falls eine Kernexplosion stattgefunden hatte, mußten in die Bäume zusammen mit dem aufsteigenden Saft unbedingt radioaktive Teilchen gelangt sein, die sich dann in den Jahresringen abgesetzt hatten.

In den Laboratorien der Zweigstelle des Unionsforschungsinstituts für Geophysik begann eine ungemein interessante Untersuchung. Auf dem Querschnitt des Baumes wurden die Daten eingetragen: 1700, 1812 ... 1908 ...

Das Meßgerät stellte fest: Unter Iwan dem Schrecklichen war keine Kernexplosion in Sibirien! Ebenso wenig beim Kriegszug Napoleons. Dann kam das Jahr 1908.

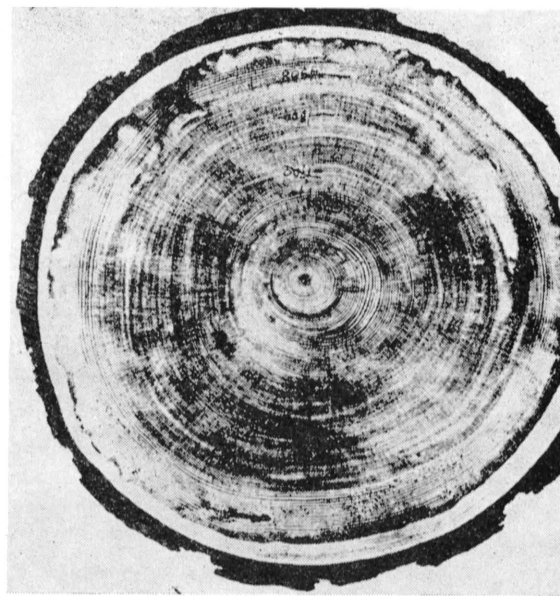
Die Radioaktivität der Jahresringe nach 1908 erwies sich als beträchtlich erhöht. Der Charakter der Strahlung ließ auf die Anwesenheit von Strontium-90 schließen. Und Strontium-90 konnte dort nur auf Grund einer Kernexplosion entstanden sein.

Die Expedition der Gruppe Solotow hat fünf Beweise dafür beigebracht, daß im Jahre 1908 die Radioaktivität in der Tungusischen Taiga sprunghaft angestiegen war. Die Resultate der anderen Gruppen liegen noch nicht vor, doch werden sie bald greifbar sein. Es ist kaum vernünftig, derart interessante Ergebnisse in den Wind zu schlagen. Sie zwingen vielmehr zu ernsthaftem Eingehen auf die Frage: Was konnte nun über der sibirischen Taiga explodiert sein? \*)

Man könnte auch daran erinnern, daß die hellen Nächte nach der Explosion noch bis auf den heutigen Tag nicht erklärt sind. Die Vermutung drängt sich auf, daß die anomale Helligkeit einfach eine Folge radioaktiver Prozesse war, die sich damals in den oberen Schichten der Atmosphäre abspielten.

Solche Prozesse konnten durch das Bremsen eines kosmischen Schiffes ausgelöst werden, das sich der Erde

Der Querschnitt läßt deutlich erkennen, wie sich der Baum nach dem Jahre 1908 plötzlich „verjüngte“. Die Jahresringe begannen wesentlich dicker zu werden



näherte. Ubrigens ist zu vermuten, daß das Schiff gesteuert wurde. Es ist durchaus real, diese Flugbahn zu erforschen, indem man mittels moderner Methoden der radioaktiven Analyse die Bäume untersucht, die damals entlang der eventuellen Flugbahn dieses Schiffes wuchsen.

Und wenn die Wissenschaft ihr gewichtiges Wort gesprochen hat, werden wir uns davon überzeugen können, ob damals tatsächlich der Untergang eines unbekanntes Raumschiffes erfolgte, auf dem die Abgesandten einer anderen Zivilisation zu uns flogen, die möglicherweise genauso aussahen wie die Wesen, die vor Jahrtausenden auf den Felsen in der Sahara dargestellt wurden.

\*

Dies ungefähr erzählte ich auf dem Deck der „Pobeda“, als der Aspirant seinen Bericht beendet hatte. Ohne miteinander im Einvernehmen zu sein, ließen wir unserer Phantasie die Zügel schießen und ergänzten einander.

Dann gingen wir auf das Oberdeck hinaus. Es war schon Nacht. Über dem Mittelmeer leuchteten die Sterne. Jeder Stern schien jetzt anders auszusehen. Hatte in ihnen doch Giordano Bruno schon unbekannte, bewohnte Welten gesehen.

Auch wir Materialisten, die unserer Phantasie Raum geben, sehen sie. Doch unsere Phantasie stützt sich auf Tatsachen. Und nur die Wissenschaft kann die Tatsachen richtig beurteilen.

Aus Afrika wehte ein kalter Wind herüber. Wir hatten eben Gibraltar passiert. Links war Tanger wie ein Sternenebel an der afrikanischen Küste zu sehen. Vor uns lag der Atlantische Ozean. Dort begegneten wir portugiesischen Schiffen, die unser Schiff laut rufend begrüßten.

Das heutige nächtliche Gespräch im Salon unseres Touristenschiffes war nur eine Erzählung. Und morgen? Morgen werden wir mehr darüber erfahren. Die Wissenschaft wird sich dieses Problems weiterhin annehmen.

Über dem Meer ging der Mond auf. Für mich war er das Symbol kühner Bestrebungen des Menschen, der morgen diesen Mond in seinem unersättlichen Wissensdurst betreten wird! Und vielleicht wird sich auf seiner Rückseite tatsächlich die Hinterlassenschaft von vorge-schichtlichen Besuchern des Mondes finden.

Wie schwer ist es doch, diese Zeit abzuwarten!

\*) Über die Enträtselung des Geheimnisses der Tungusischen Explosion berichten wir in den folgenden Ausgaben. — Die Redaktion.